

## Die Stille ist einfach zu laut

Städte sind auch Bühnen für die Demokratie, und sie brauchen Ikonen: Warum eine Renaissance der Kunst im öffentlichen Raum überfällig ist.

**D**em schärfsten Lockdown im Winter dieses Jahres nach Dreißig wurde der öffentliche Innenhof im Museum des Palazzo Strozzi in Florenz wieder für temporäre Kunst genutzt. Die Italienerin Marinella Senatore schuf eine Lichtinstallation für den Corridor mit dem Titel „We rise by lifting others“. Ein starkes, dreidimensionales Andachtsbild im Stil lombardischer Devotionalien. Es appetitiert an die Kraft des Gemeinwesens, der Stadtgesellschaft während der Covid-Pandemie, an das Zusammenhalten, -sein, -halten. Inzwischen wurden die Museen wieder geöffnet und wieder geschlossen. Was bleibt, ist der Frust. Auch für die Kunst.

In Florenz entfaltet sich Kunst im urbanen Raum mit unvergleichlicher Stärke, weil ihre Programmik in der geschichtlichen Geschichte der Stadt zu suchen ist. Michelangelo Davids ist eine Ikone. Die Figur war ursprünglich für den Florentiner Dom gedacht, als Hauptkapitel, bei der Rat der Stadt zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts beschloss, das vollmächtige Bildnis der republikanischen Gestalt frei vor dem Rathaus, der Signoria, zu platzieren. Ihre Aura und Anziehungskraft hoben diesen Platz und sein Skulpturenprogramm nie aus der Welt.

In denen nicht enden wollenden Monaten sind wir dabei. Oder drücken im Freien. Allen, zu zwei. Ungezügelt Spitzengänge durch Stadt und Park, viel frische Luft und wenig Kultur. Ist das der Moment für eine Renaissance der Kunst im urbanen Raum? Mehr noch – für eine Revitalisierung, die sich von dem engen Begriff der Kunst-am-Raum löst, die ohnehin weitgehend abgeschafft ist? Und die Kunst, so sie tempora oder dauerhaft, als selbstverständlichen Teil eines Stadtenergies kriecht, als unerbittlichen Bestandteil der Form der Gestaltung? Wenn im Kultur im Inneren menschlichen geistlichen vorwärts blüht, warum öffnet sich die Stadt nicht mehr als Plattform und nutzt ihre Freiräume für Kultur? Freilich kann sich mit Kunstfreiheit verbindet, die Kunst muss deswegen nicht lange nicht zum hohen Freizeitspaß und Event verkommen oder zur reinen Zerde degradiert werden. Bei aller verständlichen Sorge vor Menschenmengen sind die individuellen Begehungen mit der Kunst in die Stadt grundsätzlich nichts im Wege.

Aber was soll der Name der Kunst nennen? Und wo ist der Ort der Rettung der Kunstbestimmungen? Heber wird gefordert, die dörigste Monstrosität der Kommerz durch Künste, Gastronomie und Wohnraum aufzufrischen, das Ganze natürlich klimagerecht und lissenshaftig. Es fehlt dem Menschen aber doch auch an

anzigen kulturellen Inhalten. Der neo-zensuristische Ansatz, den die Adelphe-Städte „Sense the City“ köstlich vorgelegt hat, ist eine gute Anbahnung, doch Kunst kommt in diesem Konzept sinnlicher Erfahrung der Stadt nicht vor. In der neuen „Living Charts“ der EU zur Stadtentwicklungspolitik ist von der grünen, der digitalen und der gerechten Stadt die Rede, aber nicht von der kulturellen Stadt. Die Kunst kommt oben doch erst lange nach dem Eisberg.

Sicher, in der Praxis gibt es sinnvolle Projekte, die Kunst im öffentlichen Raum stärker zur Geltung zu bringen. Doch kulturelle Zielsetzungen für leuchtende Leuchtwerke sind vielleicht ein geeignetes Intermezzo, eine Lösung sind sie nicht. Genauso wenig wie Anstrengungen in Investitionen im Allgemeinen ist Kunst am Bau jedoch selten geworden. Ursprünglich gab es eine Verpflichtung, ein einmal bekannter Anspruch heraus zu setzen gewesen. Am Ende der Baukosten in Kunst zu investieren. Der Bund als Bauherr hält dann glücklicherweise fest, ebenso tun das einige wenige Städte mit Kommunen wie München oder Dresden. Viele Länder haben die Vorgabe aber inzwischen aufgehoben.

Die Verantwortung für die Stadtentwicklung liegt mehr und mehr in den Händen privater Investoren und Projektentwickler, getrieben durch die öffentlichen Wohnungsgesellschaften. Während der Bau von Sozialwohnungen von den Kommunen inzwischen vielen Investitionen im Hof geschweigt wird, gibt es keine Verpflichtung, einen Teil der Baukosten für Kunst im öffentlichen oder halböffentlichen Raum aufzuwenden. Das wäre dringend zu ändern. Kunst sollte genauso wie essenzielle Mobilität, Klimageräte, Bäume und eine vielfältige Nutzungsmischung als fester Parameter in die Stadtplanung einbezogen werden.

Das ist eine interdisziplinäre Aufgabe für Stadtentwickler im Zusammenwirken mit Kuratoren – Kultur- und Planungsexperten –, Künstlern und Kuratoren. Und die Träger sind ebenfalls einzubeziehen. Gesellschaften, bürgerliche Synthesen, wie sie die Kunst vertritt, für ihren inneren Zusammenhalt. Das ist eine Übergang, die schon in der griechischen Stadtgeschichte und im Konzept der Polis vorankert war.

Öffentlich und zugleich erkennbar hat im Dezember eine Performance vor dem neuen Jüdischen Museum in Frankfurt stattgefunden. Im reinen Kleid spielte der Künstlerin die Inerente Myster, Dana Harak, die bekannte jüdische Lied „Adon Ha-Schomer“ an. Kein Publikum war anwesend, keine Stadtkonferenz. Die



Erleucht: Marinella Senatore, „We rise by lifting others“ im Florentiner Palazzo Strozzi, 2020. Foto: Francesco Sabino/Reutemagazine/United Images

Musikerin wurde gefilmt, ein Kulturamter hatte sie in einem Beitrag eingeladen. „Die gegenwärtige Stille ist einfach zu laut“, gab die Künstlerin zu bedenken. Das Konzept mit freiem Himmel war eine bewusste Erinnerung an etwas, was man völlig vergessen hat in dem Jahr der Zehnweisen: welche Wirkungsmacht Kunst im Freien ausstrahlt, welches Gefühl von Notwendigkeit sie vermittelt. Harak sprach von der Skulptur „Umbra“ von Arat Sarkisian im Hof des Jüdischen Museums, die durch die Musikperformance gleichsam belebt wurde.

Die Paarung von Kunstformen – ephe-mer und dauerhaft, performant und bildend – wie man sie sich häufiger für temporäre Städte wünscht.

Der Stadtraum ist eine fröhliche Bühne und regiert ein bestpräziser Diskurskonstrukt. Für die dauerhafte wie auch für die temporäre Inszenierung von

Kunst im öffentlichen Raum bedarf es eines demokratisch geführten Beschlusses der kommunalen Gremien und im Extremfall auch der Bürger. Die Notwendigkeit von Erinnerungstexten, die Errichtung von Mahnmälen oder Denkmälern wird in unserer Gesellschaft zum Glück meist nicht grundsätzlich in Frage gestellt, weil sie als anerkannter Bestandteil eines kollektiven Gedächtnisses gilt. Zwischen ist nur der Handlungsritus wichtig, man denke an die Bekennenswerten „Eichhölzer“ in Berlin.

Eine Stadt braucht Bäume. Die Gleichzeitigkeit liegt überall auf der Welt die gleiche Architektur mit dem gleichen Laub-Länder und dem gleichen Kulturbetrieb entstehen. Zunächst war es die Digitalisierung, dann kam die Pandemie hinzu, die ihre Wirkung, das Menschen immer stärker eine eine Wunde verlassen. Begegnungen und eine lebendige Gesellschaft können heute also nicht mehr, weil sie nicht

mehr mehr automatisch ergeben. Sonst werden Plätze und Zwischenräume, und die Menschen vereinsamen.

All das fordert anhaltende, nicht mit dem üblichen Kommerzdenken verbundene Kulturbestrebungen, die für Diskussion und Auseinandersetzung sorgen. Das ist Kunst im öffentlichen Raum: Menschen stoßen auf die Werke, streifen sich weitgehend an ihnen, reden über sie, reflektieren, setzen sich, oder sie plagen zu denken, was man sie nicht mehr gesehen haben sollte. Kunst in die Stadt ist mehr als nur ihre bloße Präsentation. Bei der Entstehung neuer Orte durch Revitalisierung, Modernisierung oder Neubau sollte Kunst im urbanen öffentlichen oder halböffentlichen Raum eine Selbstverständlichkeit sein.

JULIANE VON HERZ

Die Autorin arbeitet als freie Kultur- und sprachliche in Frankfurt 2020 die Fachzeitschrift für Kunst im urbanen Raum.